

Aber soll darum das deutsche Volk an dem Fortschritt der Menschheit verzagen, das Volk des idealen Sinnes, der Friedensliebe und des angeborenen Weltbürgertums?! Ja, Weltbürger in diesem Sinne, erfüllt von dem völkerversöhnenden Beruf der Wissenschaft waren Liebig und Humboldt! —

Hoch die Kaiserkrone in der Rechten, die kräftige Linke aber gestützt auf das gesenkte Schwert, so steht die Germania in unseren Räumen

¹⁾ Vgl. Giesebrecht „Deutsche Reden“.

²⁾ Vgl. Dr. Bois-Reymond „Reden“.

vor dem Kranze der Heroen des deutschen Geistes! Und wie Liebig's Forscherauge zu ihr hinaufblickt, als sei diese Germania auch seines Wollens Vollendung, so wollen auch wir unser Thun und Denken in ihren Dienst stellen, zu Gott aber hoffen, dass er die deutschen Stämme einig erhalte immerdar, auf dass stark und mächtig bleibe das deutsche Kaiserreich und ein Hort des Friedens den Völkern!

E. Krause.

Zur Feier deutscher Dichter.

Neunzehnter Abend am 25. November 1885:

Heinrich Heine und Nikolaus Lenau.

In meinem letzten Primaner-Jahre lasen wir bei Adolff Stahr Horaz' Oden. Er benutzte diese Stunden zugleich, uns zu möglichster Geschicklichkeit in lateinischer Disputation heranzubilden, indem abwechselnd jeder in lateinischer Sprache eine Ode zu interpretieren und seine Auffassung gegen einen Opponenten zu verteidigen hatte. Mir fiel die bekannte zweite Epode: *Beatus ille*, zu, in welcher der Dichter alle Freuden und Genüsse des Landmanns im Gegensatze zu der unruhvollen Thätigkeit jedes anderen Standes preist. Es gehörte gerade nicht zu den Vorzügen von Stahr's sonst durch Fülle von Geist und Wissen so sehr anregenden und bildenden Unterrichts, dass er in den Stunden mit den Schülern gerne neue litterarische Erscheinungen für sich verarbeitete. So dienten unsere Horaz-Stunden ihm dazu, dem holländischen Gelehrten Hofmann-Peerlkamp gegenüber Stellung zu gewinnen, der damals Aufsehen machte durch die Kühnheit und den Scharfsinn, womit er ganze Oden oder einzelne Stellen als unecht nachzuweisen suchte. Dies brachte mich auf den Gedanken, die letzten vier Verszeilen der Epode als unecht anzuzwei-

feln, in welchen der Dichter die begeisterte Lobrede auf das Landleben einem Wucherer in den Mund legt und denselben die schon gehobenen Gelder sofort wieder belegen lässt. Ich suchte in der üblichen Einleitung diesen Gedanken mit der besten Latinität, über welche ich zu verfügen hatte, darzulegen, und hatte damit zunächst den sehr erwünschten Erfolg, dass Stahr als Präses der Disputation das Wort nahm, ehe ich zur Interpretation überging, und nun in gutem Deutsch den Gedanken nach allen Seiten so eingehend beleuchtete, dass weder der Opponent Karl Ramsauer noch ich als Defendent noch zu Worte kommen konnten.

Später, wie ich selbst als Lehrer den Horaz in der Klasse zu interpretieren hatte, fand ich in einer der Ausgaben, die ich benutzte¹⁾, zu der von mir angegriffenen Stelle die Bemerkung: „So ist der Schluss ein schneidendes Aprosdoketon, wie es Heine liebt.“ Diese Vergleichung hat gewiss ihre Berechtigung; aber mich dünkt, dies Aprosdoketon, dieser unerwartete Abschluss bei Horaz ist sehr harmlos gegen die kalten Wasserstrahlen, mit denen Heine so oft die lieblichsten

Gedanken und Empfindungen vernichtet. Der Gegensatz ist bei Heine viel schärfer. Mag man Horaz als Lyriker noch so hoch stellen, wenigstens für seine Zeit und sein Volk, so reicht er doch mit seinen reflektierten Inversionen und seiner gelehrten Ausdrucksweise innerhalb des strengen, fast starren Versmaßes lange nicht an die duftige, sinnige, echt dichterische Darlegung der Empfindungen und Anschauungen, wie wir sie bei Heine finden, und um so schärfer ist der Gegensatz, in welchem ein „Madame, ich liebe Sie“, oder „Doctor, sind Sie des Teufels?“ nach den wahrhaft hinreißenden, in Form und Inhalt so hochpoetischen Dichtungen uns mit seiner ätzenden Ironie so schmerzhaft trifft, dass wir hier viel lieber noch als bei Horaz die Echtheit der Schlussworte anzweifeln möchten. Leider liegt das Verhältnis aber umgekehrt. Von der Echtheit freilich in dem Sinne, wie der Kritiker das Wort in bezug auf die Ursprünglichkeit der Textworte anwendet, kann hier nicht die Rede sein, denn der Text der Heineschen Gedichte ist uns nicht durch unzuverlässige Abschriften überliefert, sondern durch den Druck, welchen der Dichter mit derselben Sorgfalt überwacht hat, mit welcher er an der Fassung der Gedichte selbst gefeilt hat. Wenn wir aber das Wort echt in seinem volkstümlichen Sinne nehmen, so sind gerade solche Schlüsse, bald mit eiskaltem Hohne, bald mit witzelndem Spotte, echt, echt Heinisch, dagegen alle die zarten Empfindungen, die Thränen der Sehnsucht und der Entsagung, die entzückenden Bilder des innersten Seelenlebens, die er mit dem einschmeichelndsten Wohlhause, dessen die deutsche Sprache fähig ist, mit einer bezaubernden Natürlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks wie des Versbaues in uns zu wecken und lebendig zu machen weiß, alles das ist — unecht.

Mir ist zugestanden worden, dass ich bei der Besprechung der vorzuführenden Dichter nicht an den Kanon der Ästhetik und der Litteraturgeschichte des Katheders gebunden bin, sondern von meinen eigenen, sei es inneren oder äußeren,

Erlebnissen ausgehen darf. Als ich zuerst etwas von Heine kennen lernte, war ich noch in dem Alter, wo ein Gedicht noch ganz unmittelbar wirkt, wo die Kritik des Kopfes noch nicht parallel den angeregten Empfindungen des Herzens einhergeht, um strenge Kontrolle zu üben. Ich war entzückt in dem Nachklingen der Saiten, welche Heine anzuschlagen wusste. Aber nachdem ich einige Gedichte, blättern, wie ich Lyriker in der Regel zu lesen pflege, in dieser Weise genossen hatte, fiel mein Auge auf das „Seegespenst“, eine Überschrift, die mich reizen musste. Ich las, las weiter, und mich ergriff, um des Dichters eigenes Wort zu gebrauchen, „geheimnisvoller Schauer.“ Ich hielt im Weiterlesen fast den Atem an; da

„Aber zur rechten Zeit noch

Ergriff mich beim Fuß der Kapitän.“

Da war wie beim Dichter, so bei mir auf immer für den Dichter die Illusion vorbei. Die unbefangene Hingebung des Gemüts war bei jeder Dichtung Heines, die ich nachher kennen lernte, vollständig verschwunden; ich sah alles sofort mit kritischem Auge an, verglich seine Poesie und Prosa, sein Verhalten zu den Fragen der Zeit, zu seinen Freunden und zu seinen Verwandten, den Inhalt seiner Dichtungen mit dem Inhalt seines Lebens, und ich konnte nichts finden, was echt war, kein Demant und Gold, sondern nur Simili und Talmi; das einzige, was ich für echt halten musste, war seine Liebe zur Mutter. So erschienen mir denn, ganz abgesehen von den Gedichten, in welchen er dem süßen Honig den bitteren Wermut der Ironie unmittelbar nachfügt, auch die köstlichsten Verse von ihm nur ein Spiel mit den tiefsten Gefühlen, die er wohl kennt, aber nicht teilt, deren Ausdruck er in so hinreißender Weise beherrscht, aber nicht selbst empfindet. Dazu kam, dass von allen Dichtern, die auf Deutschlands Boden geboren sind, schwerlich je einer so vaterlandslos gewesen ist, wie er. Wenn er auf Deutschland, so wie er es erlebt hat, die volle Schale eines sittlichen

Zorns ausgegossen hätte, wie Ludwig Börne es gethan, wer hätte es ihm zum Vorwurfe machen dürfen? Aber an den Witz, welche er über Deutschland machte, hatte er offenbar weit mehr Freude und Kitzel der Selbstzufriedenheit, als Schmerz über die Schäden, welche er zu geißeln suchte. Wenn wir „die beiden Grenadiere“, über die ich mich schon einmal ausgesprochen habe, wegen ihrer wahrhaft bewundernswerten dichterischen Schönheiten von einem gleichsam kosmopolitischen Standpunkte gelten lassen wollen, so können wir doch auch nicht leugnen, dass von den Anerkennungen, die ihm dafür geworden sind, das Kreuz der französischen Ehrenlegion in der That der Dichtung mehr angemessen ist, als die Aufnahme derselben in deutsche Schullesebücher.

So kam es, daß ich vom ersten Anfange meiner Bekanntschaft an in einem innerlichen Gegensatz zu Heine stand, während meine Altersgenossen zwar in verschiedenem Grade, aber fast ausnahmslos für ihn schwärmten. Ich sehe darin zugleich ein Zeugnis der Zerfahrenheit und Zerissenheit des geistigen Lebens des damaligen Deutschlands, in dem eine halt- und hilflose Verstimmung für den Mangel an festen, ernsten Zielen des Volkslebens gerne in schillerndem Witz und höhnischem Spott Ersatz fand, so dass man zugleich für die kostbaren Perlen seiner Lyrik den Gegensatz zwischen Dichtung und Dichter unbeachtet liefs. Wenn Heine selbst gespottet hatte: „Kein Talent, doch ein Charakter,“ so galt es für viele fast als philisterhaft, den Gegensatz dazu: „Viel Talent, nur kein Charakter“ nicht als vollberechtigt anzuerkennen. Doch, wie ich neulich in einer Sammlung von Aussprüchen einer Reihe von Schriftstellern²⁾ las: „Unsere Natur lässt sich zu ihrer Ehre nun einmal nicht darin irre machen, dass sittliche und geistige Größe zu einander gehören: denn wir möchten immer zugleich verehren, wo wir bewundern.“ Und so sehe ich es als einen Fortschritt an, dass man jetzt doch nicht mehr in

dem Mafse wie früher den Vorwurf ästhetischer Ketzerei oder engherziger Philisterhaftigkeit zu fürchten braucht, wenn man seinen Gegensatz zu Heine offen bekennt. Härter kann kaum jemand über ihn urteilen, als Wilh. Scherer in seiner rasch beliebt gewordenen Geschichte der deutschen Litteratur, wo³⁾ er ihn in bezug auf seine Subjektivität mit Brentano vergleicht: „Nie dichtete er, wie Uhland, Müller und Eichendorff aus fremden Rollen heraus: er unterhält die Leser in der Regel nur von seiner eigenen Person. Am meisten mag er mit Clemens Brentano verwandt sein, von dem ihn hauptsächlich scheidet, dass er den Effekt versteht und dass ihn keine Bedenken der Scham abhalten, den Effekt sicher zu erreichen. Er nimmt stets auf das Publikum Rücksicht, dessen edle oder gemeine Instinkte er reizen will; jedes Gesicht, das er macht, hat er vor dem Spiegel probiert und probat gefunden, während Brentano vor allem zu seinem eigenen Vergnügen dichtete.“ Ferner an einer Stelle, wo Scherer von den Reisebildern spricht, die ihrer Zeit das allgemeine Entzücken waren: „Die Blumen sind welk, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Nur der Schmutz, der nicht fehlte, ist noch so schmutzig, wie am ersten Tage. – Welcher Kontrast gegen den ruhigen reinen Blick, mit dem Goethe durch Italien zog!“

Bei alle dem durfte Heine in der Reihenfolge unserer Dichterabende nicht übergangen werden, nicht blofs wegen seines weitgreifenden Einflusses auf Zeitgenossen und Nachgeborene, sondern besonders, weil, wenn man seine Dichtungen an sich betrachtet, darunter sich solche Perlen finden, die ihm neben Goethe den ersten Rang als Lyriker sichern. Aber leider können die Gedichte, welche der Schule zugänglich sind,⁴⁾ nur ein sehr abgeblasstes Bild von dem geben, worin sich seine Vorzüge und seine Eigentümlichkeiten am meisten offenbaren, da die zartesten, duftigsten Blüten seiner Lyrik dem erotischen Gebiete angehören und auf der andern Seite die schneidigsten Äußerungen seines geistreichen

Witzes zugleich den höchsten Grad von Cynismus zeigen. Wie dürfte man z. B. auf die hochpoetische Apotheose Christi in dem Gedichte „Frieden“ den höhnischen Epilog folgen lassen, der im Druck nur durch drei Sternchen von dieser hochgestimmten Hymne getrennt ist? oder gar die spottenden Verse, die der Dichter in der als „Wintermärchen“ bezeichneten Satire „Deutschland“ an den Gekreuzigten richtet? Wenn es im Prolog des Faust heißt:

„Von allen Geistern, die verneinen,

Ist mir der Schalk am wenigsten verhasst,“
so könnte man wohl fragen, ob Heines Art zu verneinen noch Schalkheit heißen darf.⁵⁾ Auf die echten Dichter wenden wir aber lieber die folgenden Worte an:

„Ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.“

Einem solchen Ideale hat jedenfalls Lenau mit ernstem Sinne und aus der Tiefe seines Herzens nachgestrebt. Das Gefühl hiervon wirkt auch mildernd und versöhnend auf uns, wenn seine Leier in dumpfen Tönen des Schmerzes oder in schrillen Missklängen der Verzweiflung unser Ohr peinlich berührt. Wie in Heine ein Stück von einem Mephistopheles stak, welches ihm aber nie die Zufriedenheit mit sich selbst geraubt zu haben scheint, so offenbart sich in Lenau eine Art Faust-Natur, die ihn, einen der edelsten Menschen, zu einem der unglücklichsten gemacht hat. Der Faust in ihm war ein unstillbarer Durst nach Wissen und Wahrheit, sein Mephistopheles der Zweifel, welcher nicht darauf verzichten wollte, den Schleier des Bildes zu Saïs zu lüften. Das volle Licht der Wahrheit blieb ihm wie jedem Sterblichen verschlossen, aber in dem krampfhaften Ringen darnach entfloß ihm der heitere, erquickliche Sonnenschein, in welchem in seiner Jugend die Welt vor ihm ausgebreitet

lag, und düstere Wolken warfen nun ihre Schatten über alles, bis zuletzt in der Kraft des Mannesalters auch sein reicher Geist vollständig un-machtet ward und er nun, gerade wie er in einer glückverheißenden Ehe einen sichern Ankergrund zu finden hoffte, noch sechs Jahre lang in der Hülle eines anscheinend gesunden Körpers ein Pflanzenleben ohne geistigen Inhalt führen musste.

Die Zahl der Gedichte, in welchen Lenau in unmittelbarer Hingebung die Eindrücke der Außenwelt in sich aufnimmt und wiedergibt, ist verhältnismäßig leider nicht groß. Die Bilder aus dem Leben der Natur, wie er sie in Worten malt, sind wahre Kabinetsstücke, die mit der Sauberkeit ihrer Zeichnung und mit der Reinheit und der Frische ihrer Farben um so anziehender sind, weil sich in ihnen auch das Gemüt des Dichters in gleicher Reinheit und Klarheit abspiegelt. Energischer sind die Striche, mit welchen er uns Bilder aus dem Menschenleben, besonders seiner Heimat, und aus einer fremdartigen Natur zeichnet; aber diese haben auch oft schon etwas Herbes und Hartes, was an sich für den Gegenstand nicht unangemessen ist, zugleich aber auch der Stimmung des Dichters selbst entspricht und so sich dem Grundton der meisten seiner übrigen Dichtungen nähert, welche in düsterem Schmerz oder hoffnungsloser Verzweiflung ausklingen. Wenn Goethe sich in seiner inneren Entwicklung und geistigen Freiheit durch irgend einen Druck von außen oder durch eigene Nachgiebigkeit oder Leidenschaft gehemmt fühlte, so wusste er die Fesseln durch eine Dichtung abzuschütteln, indem er die Gegensätze poetisch gestaltete. In ähnlichem Streben, sich von dem inneren Zwiespalt zu befreien, scheint Lenau mit Vorliebe solche Stoffe, wie aus der Geschichte Savonarola, die Albigenser, aus der Sage Faust, Don Juan, den ewigen Juden für dichterische Bearbeitung gewählt zu haben, aber sie brachten ihm die ersehnte Erlösung nicht. Es kommt mir auch vor, dass, je mehr der Riss in seinem Herzen der unmittelbare Gegenstand seiner Dichtung

wird, diese dann auch um so mehr mit der Sprache ringt, selbst den natürlichen Faden des Gedankenganges oder der Handlung verliert oder zu weit ausspinn. Immer aber erkennt man den echten Dichter, besonders auch in den Bildern, die oft kühn, stets aber neu und treffend sind. Je öfter und dauernder ich mich für den Zweck unserer heutigen Feier mit Heine und Lenau beschäftigt habe, desto mehr habe ich, um ein vorhin angeführtes Wort noch einmal zu benutzen, den einen bewundern, den andern trotz so mancher Irrgänge seines ruhelosen Ringens verehren müssen, dort mehr dem Verstande, hier mehr dem Herzen folgend. Wenn dabei das Gefühl zugleich mit erregt wurde durch die Tragik in der inneren Entwicklung und in dem Lebensausgange Lenaus, so wurde dies Mitgefühl noch gesteigert durch die Betrachtung, welche Fülle der schönsten Blüten und reifsten Früchte diese hohe dichterische Begabung und ein so edel angelegter Charakter gebracht haben würde, wenn nicht der giftige Mehltau des Zweifels und der Verzweiflung sich so früh und fest darauf gelagert hätte.⁶⁾

¹⁾ Von C. M. Nauck, Leipzig, Teubner.

²⁾ Von Gustav Hirschfeld in Königsberg, unter den Beiträgen der Mitarbeiter zu dem hundertsten Hefte (Juli 1885) von „Nord und Süd“ von P. Lindau.

³⁾ Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 3. Aufl. 1885, S. 662 und 664.

⁴⁾ Es mag auffällig erscheinen, dass u. a. die „Lorelei“ weder für den Vortrag noch für den Gesang gewählt ist. Es ist ja sprichwörtlich, dass der Deutsche, gerade wenn er in fidelster Stimmung ist, am liebsten singt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin.“ Es erschien zu gewagt, diese Dichtung vorzuführen, da bei der eigentümlichen Popularität derselben nur ein ganz vollkommener Vortrag imstande sein würde, die Wirkung hervorzubringen, die ihrem hochpoetischen Gehalte entspricht.

⁵⁾ Obiges war schon lange niedergeschrieben, als bei dem Tempo, in welchem in einem „Journal-Zirkel“ manche der Zeitschriften an die Teilnehmer herankommen, mir das Mai-Heft von Westermanns Monatsheften 1885 in die Hände fiel. Wegen der Beziehung auf den Einfluss, welchen Heine gerade auf meine Altersgenossen geübt hat und teilweise noch übt, kann ich

Die Litteraturgeschichte pflegt die einzelnen Dichter einer größeren Gruppe einzuordnen, so Heine gewöhnlich, und zwar als Bannerträger, dem s. g. Jungen Deutschland, welches ich heute nicht näher zu charakterisieren versuche, nachdem ich Heine schon so viel der kurz zugemessenen Zeit gewidmet habe. Lenau findet man am häufigsten bei den österreichischen, mitunter aber auch bei den schwäbischen Dichtern aufgeführt, beides mit Unrecht, wenn die dichterischen Eigentümlichkeiten den Ausschlag geben sollen, aber insofern auch beides mit Recht, als er seiner Geburt und seinem Bildungsgange nach Östreicher ist, aber später nach Freundschaft und persönlichem Verkehre auch dem schwäbischen Dichterkreise voll angehörte. Als wir hier die schwäbischen Dichter feierten, saß unter unseren Gästen die Tochter eines derselben; ihre Paten waren Uhland, Justinus Kerner und — Lenau gewesen. Dass Lenau diesem lebenswürdigen Kreise so nahe gestanden hat, wie es durch diese Thatsache bezeugt wird, kann gewiss auch als ein Zeugnis über seine Persönlichkeit aufgefasst werden.⁷⁾

mir nicht versagen, eine Stelle aus einer Arbeit von Spielhagen über Auerbach auszuziehen. Wo er über dessen „Dichter und Kaufmann“ spricht, bemerkt er, dass der Anschluss des Judentums an Deutschland von einem numerisch nicht geringen und geistig und gesellschaftlich höchst einflussreichen Prozentsatz abgelehnt oder geradezu perhorresziert werde und dass diesem drei Vorwürfe: der prahlerischen Selbstüberhebung, der larmoyanten Klage über unverschuldetes Unglück und des renomnierenden Witzboldtums, dem nichts mehr heilig ist, nicht erspart werden könnten. Anders aber B. Auerbach: „Hatte er doch in einem sehr illustren Zeit- und Stammesgenossen, in Heinrich Heine, ein abschreckendes Beispiel, auf welche Abwege auch ein gottbegnadetes Genie geraten kann, ja geraten muss, wenn es jenen Tendenzen willenlos nachgiebt, und in dieser Nachgiebigkeit wohl gar noch einen Ruhmestitel sucht und, was das schlimmste ist, diesen Titel von der gedankenlosen Menge, deren Frivolität es so klug zu schmeicheln versteht, überschwenglich bestätigt findet. Gerade diese verderbliche Wirkung, die Heine unleugbar auf die Jugend der dreißiger und vierziger Jahre ausübte und die ja noch heutigestags deutlich genug

verspürt werden mag, ist es, welche Auerbach, so oft er auf Heine zu sprechen kommt, als eine schwere Kalamität bezeichnet, für die er den Urheber in den schärfsten Ausdrücken verantwortlich macht und brandmarkt. Ihm war und blieb Heine bei all seiner wunderbaren Begabung „ein Erzlump“, von dem jener ihm so tief verhasste „Witzboldenton“ stammt, in welchem er gewiss nicht mit Unrecht einen Krebschaden unserer heutigen Litteratur, besonders der feuilletonistischen, sah.“

⁶⁾ Das erste Gedicht von Lenau, welches gedruckt ist, ist: *Jugendträume*, das letzte: *Blick in den Strom*, jenes im Jahrgang 1828 des damals von L. A. Frankl redigierten Taschenbuches *Aurora*, dieses in dem von J. G. Seidl redigierten Jahrgange 1856, beide von tiefer Bedeutung für Beginn und Schluss seiner dichterischen Laufbahn.

Eine Frau, der er eine zeitlang in hoffnungsloser Liebe ergeben war, schrieb: „Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroat oder Slowake, oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahne auf der Donau. In ärmlichem Zwickkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut musste er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vorderteil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Nimsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie

halten die Unbill dieser Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.“

s. L. A. Frankl, *Zur Biographie H. Lenaus* 2. Aufl. 1885 S. 22; 30; 102.

⁷⁾ Die Verhöhnung der schwäbischen Dichter ist ein Steckenpferd Heines. Die Unermüdlichkeit, mit der er es reitet, wirkt auf den Leser trotz alles dabei verschwendeten Witzes zuletzt ermüdend, ebenso, wie das geflissentliche Bemühen, jede Gelegenheit zum Spott über Meyerbeer, Freiligrath u. a. bei den Haaren heranzuziehen, eher auf eine Armseligkeit, als auf Reichtum seiner Erfindungskraft hinweist, wenn das alles nicht auf besondere persönliche Gründe zurückzuführen ist. Heine konnte sich mit Recht den schwäbischen Dichtern in manchen Stücken überlegen fühlen; aber die Art und Weise, wie er sie seine Überlegenheit fühlen zu lassen suchte, ist im Grunde wohl kaum etwas anderes als Furcht vor ihrer Konkurrenz. Was ihm selbst fehlte, was sie aber besaßen, rechnete er ihnen als Fehler an, konnte sich dabei jedoch schwerlich der Ahnung oder Einsicht verschließen, dass die blendendsten Leistungen der angeborenen Geistesgaben an sich und allein nicht den Adel des Individuums bedingen. Auch auf dem Gebiete der Poesie gilt, richtig verstanden, das Wort Schillers:

Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie
sind.

Die lustige Person mahnt mit Recht:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
aber das Menschenleben ist eine mannigfaltig gemischte
Legierung der gemeinsten wie der edelsten Elemente;
es ist nicht einerlei, durch welche Wahlverwandschaft
zu den Stoffen der Dichter angezogen wird, um sie mit
dem Gepräge seines dichterischen Genius dem Menschen-
leben befruchtend wieder zurückzugeben, um seine Zeit-
genossen zu sich hinauf- oder hinabzuziehen. Heines
kleines Gedicht „Epilog“ ist bedeutungsvoll sowohl
durch seine Überschrift, als durch die Stelle, die es
am Schlusse seiner letzten Gedichte einnimmt. Da-
durch wird es mehr als ein gelegentlicher Einfall, es
wird zu einem Siegel, das, vielleicht mehr noch als
selbst die cynischsten seiner früheren Gedichte, doch
im wesentlichen das echte Gepräge seines Lebens und
Strebens zeigt.

Zwanzigster Abend am 10. März 1886:

Ferdinand Freiligrath.

Als ich vor mehr als vierzig Jahren in den öffentlichen Dienst getreten war, pflegten die untern Klassen noch ihren Klassenlehrern gerne zum Geburtstage ein Geschenk zu überreichen, eine Sitte, die als Ausdruck und Förderung der gemüthlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schülern unbestreitbar ihre guten Seiten hatte, aber wegen verschiedener damit verbundenen Bedenken mit Recht wohl überall aufgehört hat. Auf diesem Wege kam zum ersten Male ein Buch in der damals noch modernen Boudoir-Ausstattung mit goldenem Schnitt und Augenpulverschrift in meinen Besitz. Es waren Freiligraths Gedichte.

Es knüpfen sich daran für mich trübe Erinnerungen an einen altersgleichen Freund, der selbst Dichter war und, ohne wie Lenau auf weitere Kreise gewirkt zu haben, einem noch tragischeren Geschicke erlag. Bei einem gelegentlichen Besuche sah sich derselbe meinen Bücher-schrank an, langte den Freiligrath heraus und blätterte darin. Die wenigen Worte, die wir darüber wechselten, hatten, wie ich später von einem dritten Freunde erfuhr, einen tiefen schmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht, ich weiß nicht, ob er in meiner etwas kühlen Beurteilung Freiligraths eine Verurteilung seiner eigenen dichterischen Bestrebungen überhaupt oder der von ihm eingeschlagenen besonderen Richtung zu erkennen glaubte.¹⁾ Jedenfalls stand ich mit meiner Beurteilung Freiligraths in einem Gegensatze zu seiner und der damals allgemeiner verbreiteten Wertschätzung dieses Dichters. Wie es auch auf andern Gebieten der Kunst und Wissenschaft leicht so geht, so hatte gerade das, was bei ihm neu war und als nie dagewesen die Aufmerksamkeit der Leser besonders auf sich gezogen hatte, so sehr den allgemeinen Eindruck bestimmt, dass alles übrige, was nicht gerade in gleicher Weise eine überraschende Eigenart in Form und Inhalt

zeigte, für das Gesamturteil in den Hintergrund trat. Was bei Freiligrath neu war, hatte mich durch seinen blendenden Glanz wohl in Verwunderung gesetzt, aber nicht erwärmt, und darüber war damals meine Kühle gegenüber dem ganzen Freiligrath ebenso einseitig und ungerecht, wie die in jener Zeit verbreitete Hochschätzung des Dichters einseitig und übertrieben war.

Blendend sind Freiligraths Dichtungen entschieden dort, wo er für die Poesie ein neues Gebiet geöffnet hat, ich meine die Bilder, in welchen er uns Menschenleben und Natur des Ostens und der Tropenländer vorzaubert, wie z. B. von den heute vorzuführenden Gedichten im Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Unter den Palmen, Der Mohrenfürst. Dass er dabei gegen ein im allgemeinen berechtigtes Gesetz der dichterischen Sprache viele und oft sehr entlegene Fremdwörter, selbst im Reime, anwendet, ist vielleicht nicht so sehr zu tadeln, wie es später manchmal geschehen ist, da dies den Stoffen so sehr eignet und diese dadurch in eine Beleuchtung gebracht werden, durch welche sie erst in ihrer ganzen Eigentümlichkeit zur Anschauung gelangen.

Aber, hat man eher ein Recht einzuwerfen, sind denn dies Stoffe, welche im höheren Sinne als poetisch bezeichnet werden können? Und gerade in dieser Frage liegt der Grund, dass ich nicht von Anfang an Freiligrath überhaupt als Dichter so geschätzt habe, wie später, nachdem der Eindruck jener eigenartigen neuen Gedichte genug abgeschwächt war, um nicht mehr die Wirkung seiner übrigen Dichtungen zu hemmen. Mir ging es mit jenen ähnlich, wie mehrere Jahrzehnte später vor der Abundantia Hans Markarts, ja, auch vor seiner Katharina Cornaro. Ich staunte die Farbenpracht an, die Kühnheit, mit welcher die verwegensten Farbenzusammensetzungen gewagt waren, ward geblendet von der

harmonischen Wirkung, in welcher die unglaublichsten Gegensätze zusammenflossen, aber — ich vermisse den Inhalt. Ich konnte nichts anderes darin finden, als Dekorationsmalerei, freilich im großartigsten Stile, freilich geistreich erfunden und in der Ausführung wunderbar packend und gewiss auch für die weitere Entwicklung der Kunstmittel lehrreich, ja bahnbrechend, aber die eigentliche, die höchste Aufgabe der Kunst schien mir damit nicht erfüllt. Ähnlich fasse ich die Bedeutung Freiligraths auf gerade in den Gedichten, durch welche er zuerst am meisten Aufsehen machte.

Auch für eine andere Gattung von seinen Gedichten möchte ich Freiligrath am liebsten mit einem Maler vergleichen, nämlich mit Karl Hübner. Wer kennt nicht, wenigstens durch Vervielfältigungen, die beiden erschütternden Bilder, durch die dieser sich zuerst so bekannt gemacht hat, die schlesischen Weber und das Jagdrecht? Ich weiß nicht, ob für die Entstehung ein unmittelbarer geschichtlicher Zusammenhang nachzuweisen ist, aber in Stoff und Auffassung zeigt sich eine solche Verwandtschaft zwischen diesen Bildern und den beiden Gedichten Freiligraths: Aus dem schlesischen Gebirge und Vom Harze, dass man die einen als poetische Commentare der Gemälde oder umgekehrt die anderen als künstlerische Illustrationen der Gedichte bezeichnen könnte. Jedenfalls sind sie auf dieselbe Zeitstimmung zurückzuführen. Wer möchte nun jenen die hohe künstlerische Durchführung, diesen die tiefpoetische Auffassung absprechen? Jedoch wer kann sich zugleich dabei eines mehr oder minder peinlichen Eindrucks erwehren, der den höchsten Genuss eines Kunst- oder Dichtwerks notwendig beeinträchtigen muss? Das macht die Tendenz, der die Kunst hier dient; denn mag ein Gedanke an sich noch so berechtigt sein, so ist damit noch nicht eine künstlerische Durchführung berechtigt. In dem Gedichte: Vom Harze, bricht die Tendenz mit so schrillen Tönen durch, dass ein Vortrag des-

selben hier nicht am Platze schien und das vergleichsweise gemessene und ruhig gedachte Banditenbegräbnis an seine Stelle gesetzt wurde.

Aber auch auf einem andern Felde war Freiligrath nur zu sehr ein Kind der Zeit, zu sehr abhängig von den vorübergehenden Strömungen der Masse. Den berühmten, fast sprichwörtlich gewordenen Ausspruch aus dem November 1841:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte

Als auf der Zinne der Partei.²⁾

hat er selbst nicht wahr gemacht. Mit seinem lebhaften Sinne für alles Edele, mit seiner Begeisterung für Deutschlands Zukunft verband er nicht immer eine klare Unterscheidung dessen, was zu den fest begründeten, dauernden Forderungen der Nation und was zu den Ausflüssen einer vergänglichen Volksstimmung gehörte, und so sind manche seiner Gedichte aus den vierziger Jahren trotz des Adels der Gesinnung, der aus ihnen spricht, trotz der fast vollendeten dichterischen Auffassung und Form doch im Grunde nichts als dichterisch ausgeführte Leitartikel einer Parteizeitung. Selbst das herrliche Am Baum der Menschheit, das einzige, welches für heute aus dieser Periode sich zu eignen schien, ist nicht ganz frei von Anklängen der Zeitstimmung.

Für die Missgriffe seiner dichterischen Begabung hat Freiligrath schwer büßen müssen, indem er mit seiner durch und durch deutschen Gesinnung und Opferfreudigkeit gezwungen wurde, das bittere Brot der Fremde zu essen. Aber wie jubelte er trotz solch trüber Erfahrungen doch im Sommer 1870 laut und freudig sein: Hurrah, Germania! wie innig klingt seine Vaterlandsliebe hervor aus seinem Liede von der Trompete, wie ergreifend und erhebend in seinem Vorworte zu seinen gesammelten Dichtungen aus dem Oktober 1870.

Doch damit ist Freiligraths Bedeutung noch nicht erschöpft. Ich will nicht reden von den trefflichen Übersetzungen, durch die er verschiedene französische, englische und amerikanische

Dichter für Deutschlands Leser erobert, ja zum Teil erst entdeckt hat. Ich meine auch nicht seine Verdienste um die deutsche Verskunst, der er z. B. den Alexandriner, freilich in seiner Weise, wiederzugewinnen suchte. Mich wenigstens sprechen von seinen Gedichten diejenigen am meisten an, in welchen die blendenden Eigenschaften seiner Kunst und die überraschende Originalität der Erfindung und Auffindung des Stoffes am wenigsten hervortreten.

Sie erinnern sich aus der trefflichen Kunstausstellung³⁾ im letzten Sommer eines vielumstandenen Bildes eben jenes Karl Hübner: Friesische Fischer. Welch ein Gegensatz zu den schlesischen Webern und dem Jagdrecht! Ähnliche Gegensätze finden wir bei Freiligrath. Wenn hiefür auch Die Blüte und Das Weihnachtslied als Gedichte aus seiner frühern Jugend nicht in Betracht kommen sollten, so klingt uns doch auch aus anderen Gedichten eine tiefgefühlte Innigkeit entgegen. Ich nenne vor allen: Die Auswanderer, und Lieb', so lang du lieben kannst. Gegenüber den glänzenden, teils glühenden Farben, mit denen er uns die Tropenwelt vor Augen stellt, mutet es uns in erquicklicher Weise an, wie er in der Tanne, ja, selbst in den Bruchstücken von dem ausgewanderten Dichter die Natur in milderer Abtönung der Farben malt und ein tiefes Heimatsgefühl zum Ausdruck bringt. Die sehnde Erinnerung an die Empfindungen, die in „der Kindheit Lust und Freude“ das Herz schwellen machten, spricht er in der Bilderbibel in rührender Weise aus. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass außer der Menge von Reisebeschreibungen, die er in seiner Jugend verschlungen hat, gerade die Bibel die Neigung für Stoffe aus dem Orient bei ihm geweckt hat. Das Gedicht erinnert unwillkürlich an die beiden verbreitetsten Bilderbibeln der neueren Zeit, von Schnorr und Gustav Doré. Der Dichter hat jene Bilder des Orients eher geschrieben, als diese Bilderwerke erschienen sind; sonst könnte man sich versucht fühlen,

einen Einfluss Gustav Dorés anzunehmen; doch sein Nebo ist von der einfachen, schlichten, ich möchte sagen keuschen Art, in welcher Schnorr die Heilige Schrift durch das Bild zum deutschen Volke hat reden lassen.

Frankl führt in seinen Erinnerungen an Lenau eine Äußerung von demselben über Freiligrath an.⁴⁾ Es ist ein scharfes, hartes Wort: „Ausgestopfte exotische Vögel! Prächtige Farben, inwendig kein Leben!“ Gewiss ist Wahrheit darin, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Es enthält nur Wahrheit in bezug auf diejenigen Dichtungen Freiligraths, die durch ihre Eigenart ihn zuerst bekannt und zwar rasch bekannt machten. Ich weiß nicht, ob Lenau sich später anders ausgesprochen hat; aber es kann kein Zweifel sein, dass er ganz anders urteilen musste, wenn er den ganzen Freiligrath kannte, unbeirrt durch den Eindruck, den die eine Art seiner Gedichte auf ihn gemacht hatte. Ich erinnere nur an das eine: Die Bruchstücke vom ausgewanderten Dichter; ist es nicht, als hätte Lenau selbst in diesen Versen seinen Aufenthalt jenseits des Oceans poetisch dargestellt? Gewiss, die Dekorationsmalerei, durch welche Freiligrath zuerst seine erstaunten Zeitgenossen blendete, konnte auf die Dauer nicht über den Mangel an innerem Gehalt täuschen, und wiederum bei anderen Gedichten entbehrt seine großartige, aber schrankenlose Phantasie und noch bei andern die Glut eines edeln, aber nicht immer klaren Strebens des Mafses und der harmonischen Gestaltung; aber wenn das Frappante in dem Neuen, was seine Dichtungen in Stoff und Form brachten, manche Dichterlinge verführt hat, in seine Fußstapfen zu treten, so dürfen wir dies ihm ebensowenig vorwerfen, wie wir Goethe und Schiller wegen Götz und der Räuber für die Flut von Ritter- und Räuber-Romanen und -Dramen verantwortlich machen dürfen, mit welchen nach ihnen die Leihbibliotheken überschwemmt wurden. Selbst in den Irrtümern Freiligraths haben wir doch mindestens die Kraft und die Originalität zu be-

wundern, mit welcher er uns gleichsam eine ganz neue Welt entdeckt, und diese Bewunderung können wir ihm selbst dann nicht versagen, wenn diese neue Welt unsern tieferen Empfindungen keine belebende Nahrung bietet. Aber wir haben Freiligrath nicht blofs wegen solcher Gaben zu bewundern; es schlägt in ihm ein warmes Herz voll Begeisterung für das Vaterland und voll der

¹⁾ Es finden sich in der That in seinen 1850 (bei C. L. Mettcker in Jever) erschienenen „Dichtungen“ manche Anklänge an Freiligraths Eigenart; die Grundstimmung ist aber mehr mit der Lenaus verwandt. Die zufällige Ökonomie des Druckes gestattet, eine Probe seiner Dichtungen mitzuteilen, beschränkt aber leider zugleich die Auswahl. — Hermann Meinen Lohe ist zu Hohenkirchen am 26. April 1818 geboren und am 26. Februar 1855 gestorben.

Sturmflut.

Die Wogen, horch! ganz wie des Löwen Brüllen,
Wenn ihn der Hunger durch die Wüste jagt,
Man hört die Möwe durch den Sturmwind schrillen,
Die um die armen Todesopfer klagt,
Indes dem Elemente es behagt,
Jetzt seinen lang verhaltenen Grimm zu kühlen
An jenen Menschen, die es keck gewagt,
Auf dem Gefild die großen Herrn zu spielen,
Wo einst man nur den Pflug des Meers sah Furchen wühlen!

So brach das Meer durch unsre Wasserwälle, —
Der Landmann schrickt empor und streckt die Hand
Aus seinem Bett und fühlt die kalte Welle,
Die schlangengleich um seinen Arm sich wand.
Gott! dieser Anblick, der ihn schier entmannt:
Grell scheint der Mond durchs Fenster auf die Wiege,
Das Wasser stieg bis zu der Kissen Rand,
Und doch, so ruhig sind des Säuglings Züge,
Als ob er an der Brust der teuren Mutter liege!

„Weib, liebes Weib, ihr Kinder, wacht doch auf!“
Schwer rüttelt er sie auf aus ihren Träumen;
Dann eilt er in den Stall mit raschem Lauf,
Wo angestetzt sich seine Rosse bäumen
Und wie die Wellenrosse selber schäumen.
Schnell werden sie dem Wagen angeschirrt:
„Mein korngefülltes Dach will gern ich räumen,
Wenn meinen Lieben nur die Rettung wird, —“
Sein Auge, wie er's spricht, fast wie im Wahnsinn irrt.

„Schnell, schnell, Marie! es steigt Zoll um Zoll
Die Flut!“ — Nach ihrem seidnen Hochzeitskleide
Hascht noch das Weib, das Aug' von Thränen voll,
Und nach dem roten Kästchen mit Geschmeide,
Die Ohrgehänge liegen drin ja beide. —
„Um Gotteswillen lass den eitlen Tand!
Noch einen Blick auf das Gemach, dann scheide;
Dein Zögern bringt uns an des Todes Rand,
Ein Augenblick, und uns begräbt die Mauerwand!“

Und widerstrebend schreitet sie hinaus,
Und mit der teuren Last fährt nun der Wagen
Durch der empörten Wogen Schaumesbraus,
Die hinterdrein wie gierige Haie jagen.

innigsten, tiefsten Empfindungen, die jedes deutsche Gemüt im Innersten bewegen müssen, und dafür weiß er auch die einfachsten und wahrsten Töne anzuschlagen, so dass diese Dichtungen in ihrer Art vollendet sind und allein schon ihm einen Ehrenplatz im deutschen Dichterwald sichern würden.

Die arme Mutter — unter lauten Klagen
Muss sie, wie nach dem rohzerstörten Nest
Nochmals die Schwalbe schaut mit trübem Zagen,
Noch schau nach ihres Hauses Trümmerrest —
Wie sie die Kinder doch an ihren Busen presst!

Das eine Kind, ein blondgelockter Knabe,
Starrt nach der Seite unter lautem Schrei;
Denn in dem ungeheuren Wassergrabe
Schwimmt etwas Dunkles eilends jetzt vorbei.
Die Mutter späht umsonst nur, was es sei;
Doch er hat es erkannt, sein braunes Füllen,
Das noch am Abend ruht' auf warmer Streu,
Dem er oft Zuckerstückchen gab im Stillen,
Tot schwimmt es fort — wie heiß des Knaben Thränen
quillen!

Graunhaft die Nacht, nur Wogen rings und Trümmer,
Wie grell der Mond aus dem zerrissnen Zelt
Der Wolken schaut, wie geisterhaft sein Schimmer
Den sturmgepeitschten weißen Schaum erhellt!
Ein Schrei, der schneidend durch die Lüfte gellt —
Der Säugling ist ihr von dem Schofs gefallen,
Nein, nein, der rasche Arm des Vaters hält
Ihn noch — woher das dumpfe ferne Hallen?
Die Sturmesglocken rings in allen Dörfern schallen!

Getrost, der Wagen nähert sich dem Deich!
Ob ängstlicher auch stets die Rosse schnauben
Und schauernd traben durch das Wellenreich,
Ja, wollet nur getrost an Rettung glauben!
Dem Zweig gleich, den des Patriarchen Tauben
Einst holten, ist der Hoffnung grünes Reis;
Die Hoffnung lässt der Mensch ja nie sich rauben —
O Gott, da stürzt der Wagen aus dem Gleis,
Ins kalte Wasser rinnt der kalte Todesschweiß!

Und Mund an Mund und Arm um Arm geschlungen,
So fasst die Woge sie gleich der Hyäne,
Der fast die reiche Beute wär' entsprungen —
Wie gierig sie doch fletscht die weißen Zähne!
Wohl fliegen noch heran die Rettungskäbne —
Zurück, du wackrer Fährmann mit dem Boot,
Weih' immer den Verlorenen eine Thräne,
Und dann zurück! sieh, das Verderben droht
Auch dir, und Zögern bringt auch dir den sichern Tod!

²⁾ In dem Gedichte „Aus Spanien“ (auf den Tod des Don Diego Leon).

³⁾ Die mit einer allgemeinen Gewerbeausstellung für das Großherzogtum verbunden war; die meisten und zugleich höchst anziehenden Gemälde in der Kunstausstellung waren von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog zur Verfügung gestellt.

⁴⁾ L. A. Frankl, Zur Biographie Lenaus, S. 63.

Zur Feier deutscher Dichter.

Neunzehnter Abend, 25. November 1885.

Oldenburg, im Saale der Oberrealschule.

Heinrich Heine, geboren am 12. December 1799 zu Düsseldorf, gestorben am 17. Februar 1856 zu Paris.

Nikolaus Lenau (Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau), geboren am 13. August 1802 zu Tschatad (bei Temeschwar), gestorben am 22. August 1850 in einer Irrenanstalt zu Oberdöbling (bei Wien).

Vorwort.

Lenau.

Gedichte. Erstes Buch. 1832.

- Sehnsucht.
17. Winternacht, I. II. I.
- Erinnerung.
9. Jugendträume. II, a.
- Frühling.
1. Der Lenz II, b.
16. Frühlings Tod II, b.
- Herbst.
2. Herbstklage O. III, a.
7. Herbstentschluss. O. III, a.
- Heidebilder.
4. Heideschenke IV, b.
- Polenlieder.
3. Der Polenflüchtling (in der Wüste) U. III, b.
- Oden.
7. Primula veris O. III, b.
- Reiseblätter, I.
5. Der Postillon U. III, a.
8. Die drei Indianer IV, a.
- Atlantica.
3. Seemorgen I.
- Leben und Traum.
4. Begräbnis einer alten Bettlerin . . II, a.

Gedichte. Zweites Buch. 1838.

- Gestalten.
9. Die drei Zigeuner VI.
12. Vision O. III, b.

- I. *Franz Kugler, 1808—1858.*
A. *F. E. Fesca, 1789—1826.*
Die Rudelsburg, 2st.

- Preziosa, Singspiel von*
II. *Pius Alexander Wolff, geb. 3. Mai 1784 zu Augsburg, gest. 28. August 1828 zu Weimar.*
B. *Karl Maria von Weber, geb. 18. Nov. 1786 zu Eutin, gest. 5. Juli 1826 zu London.*
Zigeunerchor: Im Wald, 4st.

Zigeunerchor: Die Sonn' erwacht, 4st.

- Euryanthe, Oper von*
III. *Helmine von Chezy, 1783—1856.*
B. *K. M. von Weber.*
Jägerchor: Die Thale dampfen, 4st.

- IV. *Karl Johann Philipp Spitta, geb. 1. Aug. 1801 zu Hannover, gest. 28. Sept. 1859 zu Burgdorf.*
C. *Aug. Friedr. Anacker, geb. 1790 zu Freiberg i. S., gest. das. 1854.*
Abendfeier, 2st.

- Waldlieder.
 2. (Im Sturm) II, b.
 Johannes Ziska. Bilder aus
 dem Hussitenkriege.
 6. (Nach vollständiger Erblindung). . IV, a.

Nachlass.

- Gedichte.
 31. Blick in den Strom*) O. III, b.

Heine.

Buch der Lieder.

Junge Leiden. 1817—1821.

Romanzen.

10. Belsazer V.
 Sonette.
 2. An meine Mutter B. Heine, geborne
 von Geldern U. III, b.
 Lyrisches Intermezzo. 1822
 bis 1823.

33. (Ein Fichtenbaum) U. III, a.
 Die Heimkehr. 1823—1824.
 7. (Am Fischerhause) VI.
 40. (Wir waren Kinder) U. III, a.
 67. (Der liebenswürdige Jüngling) . . IV, a.

Die Nordsee. 1825—1826.

Erster Cyklus.

9. Meeresstille O. III, a.
 11. Reinigung II, a.
 12. Frieden II, b.

Neue Gedichte.

Neuer Frühling. 1828—1831.

5. 6. 7. (Im Mai) O. III, a.

Letzte Gedichte. 1853—1855.

4. Rote Pantoffeln VI.
 13. Der tugendhafte Hund. V.

V. Ernst Freiherr zu Feuchtersleben, geb.
 29. April 1806 zu Wien, gest. das. 3. Sept.
 1849.

D. Felia Mendelssohn-Bartholdy, geb.
 3. Febr. 1809 zu Hamburg, gest. 4. Novbr.
 1847 zu Leipzig.

Gottes Rat und Scheiden. (Es ist bestimmt in
 Gottes Rat), 4st.

VI. Wilhelm Bornemann, geb. 2. Febr. 1767
 zu Gardelegen, gest. 23. Mai 1851 zu Berlin.
 Volksweise:
 Im Wald und auf der Heide, 2st.

VII. Wilhelm Kitzler, geb. 11. April 1799 zu
 Worms, gest. 9. April 1864 zu Frankfurt a. M.
 Volksweise:
 Das Kirchlein, 4st.

Das Nachtlager von Granada, Oper von
 VIII. K. J. Braun von Braunthal, 1802—1866.

E. Konradin Kreutzer, geb. 22. November
 1783 zu Müsskirch in Baden, gest. 14. Decbr.
 1849 zu Riga.
 Abendchor, 4st.

Anmerkungen. Die Gedichte sind ganz nach der
 Reihenfolge und mit der Bezeichnung der Abteilungen
 geordnet, wie sie in den ursprünglichen Ausgaben ge-
 druckt stehen.

An Gesangstücken boten die beiden Dichter keinen
 für die Schule recht brauchbaren Stoff. Für den Ge-
 sang sind deshalb solche Lieder gewählt worden, welche
 in der Zeit, wo jene am meisten gelesen wurden, volks-

tümlich geworden sind und für deren Verfasser kein
 besonderer Raum bei einer Dichterfeier zu gewinnen ist.

*) Der „Blick in den Strom“ ist am 15. September
 1844 gedichtet, als der Dichter auf einem von Wien
 nach Linz fahrenden Donaudampfschiffe seine Brautfahrt
 angetreten hatte, und am 25. September niedergeschrie-
 ben. Am 29. September erkrankte er unheilbar.



Zur Feier deutscher Dichter.

Zwanzigster Abend, 10. März 1886.

Oldenburg, im Saale der Oberrealschule.

Ferdinand Freiligrath, geboren am 17. Juni 1810 zu Detmold, gestorben am 18. März 1876 zu Cannstatt bei Stuttgart.

Vorwort.

- | | | | |
|--|--|--|------------------------------|
| 1. Löwenritt | IV, b. | IV. <i>Hirtenreigen</i> , von Johannes Falk (geb. 28. Oktober 1770, gest. 14. Februar 1826.) — Volksweise aus dem 18. Jahrhundert. — 2st. | |
| 2. Gesicht des Reisenden | IV, a. | 16. Die Auswanderer | U. III, a.
(Sommer 1832.) |
| 3. Unter den Palmen | U. III, b. | 17. O lieb', so lang du lieben kannst! | U. III, b. |
| 4. Der Mohrenfürst | U. III, a. | V. <i>Waldhornklang</i> , von Joh. Christ. von Schmid (1756—1827.) — Weise von Friedr. Silcher (27. Juni 1789 bis 26. August 1860.) — 4st. | |
| 5. I. <i>Mein Herz ist im Hochland!</i>
— Nach Robert Burns. — Nach einer Volksweise aus dem 19. Jahrhundert, 2st. | | 18. Die Tanne. I. II. | IV, b. |
| 6. Aus dem schlesischen Gebirge | VI. | VI. <i>Waldlust</i> , von Wilh. Marsano. — Weise von W. W. Würfel. 4st. | |
| 7. Banditenbegräbnis | O. III, b. | 19. Der ausgewanderte Dichter
(Bruchstücke eines unvollendeten Cyl-
klus). — I. II. III. VIII. X. XI. | II, b. |
| 8. II. <i>Das Lager</i> . — Volksweise. — 1st. | | 20. VII. <i>Nichts gleicht der lieben Heimat</i> . — Nach Rob. Burns. — Nach einer irischen Volksweise gesetzt von J. H. Lützel, 4st. | |
| 9. Am Baum der Menschheit | II, a.
(St. Goar, Januar 1844.) | 21. Die Bilderbibel | IV, a. |
| 10. Hurrah, Germania! (25. Juli 1870) | O. III, a. | 22. Nebo (1830) | V. |
| 11. Die Trompete von Gravelotte. O. III, b.
„Thatsächlich nach einem jüngst durch die Blätter laufenden Schreiben des Majors im magdeburgischen Cürassier-Regiment, Graf Schmettau.“
III. <i>Dasselbe</i> . V. 6. 7. 8. — Weise von Ludwig Erk, 4st. | | VIII. <i>Die Kapelle</i> , von Karl Breidenstein. — Weise von Konradin Kreutzer (22. Nov. 1782 bis 14. Dez. 1849), 4st. | |
| 12. An Deutschland | II, a.
(Widmung der gesammelten Gedichte, im Oktober 1870. — Gekürzt.) | | |
| 13. Der Alexandriner | I. | | |
| 14. Die Blüte (1830) | V. | | |
| 15. Weihnachtslied (1830) | VI.
„Zur Bescherung der Waisenkinder in Soest, und von ihnen gesungen.“ | | |

Mein Herz ist im Hochland.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier! Mein Herz ist im Hochland, im waldgen Revier! Da jag' ich das Rotwild; da folg' ich dem Reh. Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!

Mein Norden, mein Hochland, leb' wohl, ich muss ziehn! Die Wiege von allem, was stark und was kühn! Doch wo ich auch wandre und wo ich auch bin, Nach den Hügeln des Hochlands Steht allzeit mein Sinn.

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern von Schnee, Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See, Ihr Wälder, ihr Klippen so grau und bemoost, Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr tost.

Mein Herz ist im Hochland etc.

Hirtenreigen.

Was kann schöner sein, Was kann edler sein, Als von Hirten abstammen, Da zu alter Zeit Arme Hirtenleut' Selbst zu Königswürden kamen? Moses war ein Hirt mit Freuden, Joseph musst' in Sichern weiden, Und der Abraham Und der David kam Von der Hürd' und grünen Weiden.

Ja, der Herr der Welt Kam vom Himmelszelt, Um bei Hirten einzukehren! Lasst uns jederzeit Arme Hirtenleut' Halten drum in großen Ehren! Die auf Gold und Seid' sich legen, Sollten billig dies erwägen, Dass der Hirten Tracht Christus nicht veracht Und in Krippen dagelegen.

J. Falk.

Waldhornklang.

Wie lieblich schallt durch Busch und Wald Des Waldhorns süßer Klang! Der Wiederhall Im Eichenthal Halt's nach so lang, so lang!

Und jeder Baum Im weiten Raum Dünkt uns wohl noch so grün; Es wallt der Quell Wohl noch so hell Durchs Thal dahin, dahin.

Und jede Brust Fühlt neue Lust Beim frohen Zwillington; Es flieht der Schmerz Aus jedem Herz Sogleich davon, davon. —

J. Chr. v. Schmid.

Waldlust.

Wie herrlich ist's im Wald, Im grünen, grünen Wald! Wenn fröhlich die Hörner erklingen, Wie regt sich die Brust, hier zu singen Im grünen, grünen Wald!

Der Jäger Aufenthalt, Der grüne, grüne Wald, Er rauscht mit gewaltigen Zweigen, Die alle zum Gruse sich neigen Im grünen, grünen Wald!

Wie ringsum alles hallt Im grünen, grünen Wald! Das Echo giebt alle die Lieder Uns fröhlichen Sängern dann wieder Im grünen, grünen Wald! —

W. Marsano.

Nichts gleicht der lieben Heimat.

Wenn weit in den Landen Wir zogen umher, Wie die Heimat, so fanden Kein Plätzchen wir mehr. Hast draussen auch erklimmen Der Wonne Gipfel du, Es wird dir nimmer werden Der Heimat holde Ruh. Heimat, o Vaterland! Nichts gleicht der lieben Heimat, Dem teuern Vaterland.

Umrauschen auch Freuden Und Glanz unsern Sinn, Doch immer zieht Sehnsucht Zur Heimat uns hin; Die Reize, die die Hütte Der Heimat uns enthält, Sie bietet so entzückend, Kein Ort wohl auf der Welt. Heimat, o Vaterland etc.

Der Heimat beraubt, Lacht nimmer uns Glück: O gebt mir mein Dörfchen, mein Hüttchen zurück. Wie lieblich dort das Liedchen Der Vögel mir erklang! Ach, hört' ich doch wieder Den lieben holden Sang! Heimat, o Vaterland! etc.

Die Kapelle.

Was schimmert dort auf dem Berge so schön, Wenn die Sternlein hoch am Himmel aufgehn? Das ist die Kapelle still und klein, Sie ladet den Pilger zum Beten ein.

Was tönet in der Kapelle zur Nacht So feierlich ernst in ruhiger Pracht? Das ist der Brüder geweihter Chor, Die Andacht hebt sie zum Herrn empor.

Was hallt und klinget so wunderbar Vom Berge herab, so tief und klar? Das ist das Glöcklein, das in die Gruft Am frühen Morgen den Pilger ruft. —

K. Breidenstein.

